

>> BASISARTIKEL

Weihnachten – oder: Wenn Gott zur Randexistenz wird

Hans-Joachim Höhn

Was für Romane die Regel ist, stellt für Sachbücher eher die Ausnahme dar: In ihnen steckt eine Geschichte. Damit ist nicht auf die Bemerkungen angespielt, die ein Autor meist im Vorwort unterbringt. Dort ist von Widrigkeiten zu lesen, die das Unternehmen beinahe hätten scheitern lassen, oder von hilfreichen Zufällen und Mitmenschen, die zu seinem erfolgreichen Abschluss führten. In vielen Exemplaren finden sich Spuren, die Hinweise auf eine andere Geschichte, auf die Lese Geschichte eines Buches geben: Unterstreichungen, Kommentare, Randnotizen, Lesezeichen. Oft sind diese Gebrauchsspuren der entscheidende Grund, warum ein Buch nicht auf dem Flohmarkt oder in der Papiertonne landet. Man würde all jene Einsichten wegwerfen, zu denen man beim Lesen gekommen ist. Auf den Seitenrändern stehen jene eigenen Gedanken, die es verdienen festgehalten zu werden, weil sie beim Nachlesen wieder neue eigene Gedanken auslösen. Wer ein solches Buch entsorgt, weil es unansehnlich geworden ist, sich seine Bindung auflöst oder eine verbesserte Neuauflage erscheint, riskiert den Verlust jener Gedanken, die aus der erzählten Geschichte eine eigene Geschichte gemacht haben.

WEIHNACHTEN – EINE GESCHICHTE MACHT GESCHICHTE

Mit einer bemerkenswerten Vorgeschichte und Lese Geschichte wartet auch das Weihnachtsevangelium (*Lk 1,1-2,20*) auf. Sie handelt von Menschen, die im großen Weltgeschehen allenfalls eine Nebenrolle spielen dürfen. Von diesen Randexistenzen nimmt Gott unerwartet und auf wunderbare Weise Notiz. Daraus wird eine Geschichte, die mit den Nöten und Träumen, Ängsten und Herzenswünschen von Menschen beginnt, deren Leben und deren Erwartungen an das Leben schon zu Ende gehen (*Lk 1,5-25*). Die Hauptrolle wechselt aber von einem betagten Ehepaar, das die Hoffnung auf ein Kind fast

aufgegeben hat, zu einem jungen Paar, das der Gedanke an ein Kind zunächst in Furcht und Schrecken versetzt (*Lk 1,26-38*). Dramatisch, anrührend und wunderbar sind dann die besonderen Umstände der Geburt ihres besonderen Kindes (*2,1-2,20*).¹

Diese Umstände machen die Weihnachtsgeschichte bis heute anziehend für religiöse Leser wie für säkulare Interpreten. Man hat jedes Detail aufgegriffen, aktualisiert und ausgeschmückt: ungeplante Schwangerschaft, Herbergssuche, Niederkunft vor den Toren der Stadt, göttliche Zeichen am nächtlichen Himmel, Besuch von Hirten und Sterndeutern, Flucht und Emigration. Man hat diesen Stoff als Geschichte eines ungleichen Paares und eines göttlichen Kindes gelesen, eine Parabel für den Umgang mit Wohnsitzlosen, Migranten und Asylanten daraus gemacht, im Blick auf Kaiser Augustus und König Herodes die große Politik und das Schicksal der kleinen Leute einander begegnen lassen, das Mysterium einer Heiligen Nacht beschworen und den Mensch gewordenen Gott Stallgeruch annehmen lassen. Der historische Kern der Erzählung mag höchst fragwürdig sein. Aber die vielen Erweiterungen, Kommentare und Randnotizen, die sie erfahren hat, sind zu zentralen theologischen Lesezeichen für die Geschichte Gottes mit den Menschen geworden.

Die Weihnachtsgeschichte hat selbst weitere Geschichten und Legenden hervorgebracht, wie auch das Weihnachtsfest seinerseits Geschichte gemacht hat.² Vermutlich hat es sich ursprünglich etabliert als christliches Pendant zum römischen Kult des „Sol invictus“ zur Wintersonnenwende. „Das von Kaiser Aurelian 275 n.Chr. eingeführte Staatsfest, das die Geburt (Natalis) der vom Winterdunkel nicht besiegten Sonne feiert, bot den christl. Predigern Anlaß, auf den Aufgang des ‚Lichtes aus der Höhe‘ (*Lk 1,78*) der ‚Sonne der Gerechtigkeit‘ (*Mal 3,20*) und die Ankunft des ‚wahren Lichtes, das

jeden Menschen erleuchtet‘ (*Joh 1,9*) hinzuweisen“³. Seither strahlt die Aura, die dieses Fest umgibt, weit aus. In Malerei, Musik und Dichtung hat sie bedeutende Werke inspiriert. Seine besondere Karriere in Europa aber verdankt das Weihnachtsfest der Legierung mit Bräuchen zum Ende des Arbeits- und Wirtschaftsjahres in einer agrarischen Kultur und vor allem mit den im 19. Jahrhundert aufkommenden familienzentrierten Formen, das Christfest zu begehen. Weihnachtsbaum samt Krippe und Geschenke inklusive Feier im trauten Familienkreis – all dies ist mit der bürgerlichen Moderne entstanden. Indem man das Innige und Heimeilige zu einer sowohl deutschen Besonderheit als auch zu einer Bestimmung des Weihnachtlichen erklärte, entstand eine wirkmächtige Doppelcodierung.

Solche Mehrfachcodierungen stellen bemerkenswerte Innovationen dar. Aber sie bilden kein religions- und kulturgeschichtliches Novum. Über Jahrhunderte hinweg hat rund um das Weihnachtsfest eine christliche Neuformatierung bereits bestehender Symboliken und Ästhetiken stattgefunden. Das Christentum erwies sich dadurch als resonanzfähig für seine (säkulare) Umwelt, wie diese ihrerseits seiner religiösen Botschaft etwas abgewinnen konnte. Bis heute lassen sich mit der Friedensbotschaft des Weihnachtsevangeliums zivilreligiöse Bedürfnisse ebenso ansprechen, wie charakteristische Symbole der Weihnachtserzählung – Engel, Stern, Krippe – auch ohne ihre religiöse Aufladung Karriere machen konnten. Weihnachten erfüllte in nahezu perfekter Weise die Forderung nach „Anschlussfähigkeit“ für sowohl religiöse als auch säkulare Lebens- und Deutungsentwürfe. Diese Eigenschaft hat es dem Weihnachtsfest ermöglicht, sich über die Zeiten hinweg „immer wieder neu zu erfinden, ohne die Verbindung zu seinen Ursprüngen gänzlich zu verlieren.“⁴

*Weihnachten erlaubt die Rückkehr in die eigene Kindheit.
„Wie ein Kind sein“ heißt: die Welt und sich selbst wahrnehmen
vom Standpunkt des Anfangs her, im Modus der Offenheit und Erwartung,
unter dem Aspekt des Unabgeschlossenen, angesichts offener Horizonte.*

**SCHWINDENDE INTEGRATIONSKRAFT –
WEIHNACHTEN (POST)SÄKULAR**

Seit etlichen Jahren lässt sich jedoch erkennen, dass die Integrationskraft des Weihnachtsfestes schwindet. Es ist kaum mehr in der Lage, das rituelle und ästhetische Repertoire seiner (säkularen) Umwelt zu strukturieren und interpretativ zu bestimmen. Stattdessen lässt sich eine Umkehrung dieses Prozesses beobachten. Mit dem Weihnachtsfest wird nun das gemacht, was es selbst lange Zeit praktizierte: die Dekonstruktion, d.h. das zerlegende Zusammensetzen von Anlass, Inhalt und Gestalt eines „Jahresendfestes“.⁵ Es muss nun selbst als Fundus neuer Jahresabschlussbräuche erhalten. Offenbar bildet ausgerechnet die synkretistische Symbolanreicherung, die das Weihnachtsfest auszeichnet, die entscheidende Voraussetzung einer nun einsetzenden Zerlegung und Zerstreung von Inhalt, Form und Deutung. Es ergeht ihm in und mit der säkularen Kultur nun so, wie es zuvor anderen Traditionen in der Begegnung mit dem Christentum erging. Es muss wieder abgeben, womit es angereichert wurde.

Weihnachten wird zusehends profaniert, das Profane aber umgibt sich mit der Sphäre des Sakralen und Mythischen. Übrig bleiben säkulare Neomythen. Sie werden ritualisiert anlässlich eines Festes der Liebe, der Familie, des Friedens. Bisweilen verblassen aber auch diese Inhalte und Weihnachten steht bloß für etwas unbestimmtes Besonderes. In der Werbung begegnet es vielfach nur noch als „Das Fest“ und es bleibt offen, was es denn zu feiern gibt. Etliche Zeitgenossen erklären alles, was sich vor und in einer ehemals „stillen und heiligen Nacht“ in und mit den Menschen ereignet, zur kitschigen Sentimentalität. Weihnachten ist für sie nur der Auslöser für eine Regression ins Kindesalter. Und sie haben größtes Verständnis für alle, die aus dieser Gefühlseligkeit ausbrechen und sie mit dem Trubel von Kneipen und Discoteken eintauschen. Angewidert von seiner grenzenlosen Kommerzialisierung, abgestoßen vom spießigen Dekorationskitsch in den Fußgängerzonen und genervt von den LED-bestückten Lichterketten in Reihenhäusvorgärten kennt ihre Entrüstung nur noch eine Forderung: Schluss damit!⁶

An Weihnachten wird exemplarisch deutlich, wie in „postchristlichen“ Zeiten

sich das Religiöse und das Säkulare in neuen Konstellationen zusammenfinden. Vielfach kommt es zum Tausch zwischen der Hauptrolle des Religiösen als Transzendenzverweis und seinen Nebenrollen im Bereich des Ästhetischen. Wer sich auf dem Weihnachtsmarkt Grußkarten beim Stand von Unicef besorgt, stößt auf eine vielfache ikonografische Verarbeitung der Motive „Herbergssuche“, „Nacht“, „Stern“ unter Weglassung all dessen, was die christliche Weihnachtsgeschichte ausmacht. Andernorts begegnet eine völlige Neuformatierung des Weihnachtsfestes, wenn der Coca-Cola-Truck vorfährt, der Weihnachtsmann aussteigt und seine milden Gaben verteilt. In einem solchen, religionswissenschaftlich am besten als „Cargo-Kult“ zu typisierenden Phänomen lässt sich die krasseste Form einer postsäkularen Fortexistenz des Religiösen festmachen: nicht rettende Anverwandlung religiöser Symbolbestände, sondern zweckrationale Ausbeutung religiöser Restdispositionen des modernen Menschen.

„VOM HIMMEL HOCH“ – DA KOMMT NICHTS MEHR?

Um die Säkularisierungsresistenz des Weihnachtsfestes scheint es schlecht bestellt zu sein. Die Übersetzung seiner Symbolik in moderne Kontexte mündet immer häufiger in einer Ersetzung. Rentiere und Elche, die den Schlitten des Weihnachtsmannes ziehen, lösen Ochs und Esel ab, die an der Krippe des Jesuskindes stehen. Heilig-Abend-Gruselkrisis und Brachialsatiren zum Thema ‚Bescherung‘ verdrängen die anrührende literarische Weihnachtsfolklore von P. Rosegger, H. Waggenerl und S. Lagerlöf. Am Weihnachtsbaum hängen nicht mehr Kugeln und Lametta, die alljährlich vom Dachboden geholt werden, sondern die jährlich auszutauschende Designerdekoration.

Weihnachten bietet vielfältige Anlässe für Mythen- und Konsumkritik, teils vorgetragen im Gestus aufklärerischer Überlegenheit, teils untermalt mit resignativem Kulturpessimismus oder als auf-rüttelndes Plädoyer für die unabgeholte Bedeutung seiner ‚Erzählgeschichte‘. Die Tilgung oder Überschreibung christlicher Daseinsdeutungen hat nicht dazu geführt, dass der Sehnsuchtsraum, den die freien Tage zum Jahresende bilden, nun stimmiger gefüllt wird. Die skizzierten Dekonstruktionen des Weihnachts-

festes und seine Deformierung zum „Winterfest“ haben zwar seine christliche Kennung aufheben können. Sie vermochten jedoch nicht, andere und bessere Ausdrucksformen zu stilisieren für die großen Hoffnungen, Wünsche und Sehnsüchte, die in dieses Fest eingegangen sind. Erhärten lässt sich diese Vermutung, wenn man exemplarisch sondiert, was das säkulare (und religiöse) Gravitationsfeld von Weihnachten konstituiert: das Wagnis des Zur-Welt-Kommens und das Versprechen des Geliebtheits. An der Bedeutung dieser Lesezeichen menschlicher Existenz entscheidet sich, ob die Weihnachtsgeschichte eine Zukunft hat – oder eines ihrer (religionsförmigen) Säkularisate.⁷

GEBOREN WERDEN – ODER: RISKANTE ANFÄNGE

Die neutestamentliche Weihnachtsgeschichte gehört buchstäblich zu den „Kindheitsgeschichten“ des (modernen) Menschen. Man hört sie zum ersten Mal als Kind und liest sie später den eigenen Kindern vor. Sie bleibt für Erwachsene immer wieder Anlass und Anregung, selbst im fortgeschrittenen Lebensalter, den Anfang der (eigenen) Lebenszeit zu meditieren. Im Kind sieht der Mensch, was es heißt, zur Welt zu kommen: Das Kind kann nur dann am Leben bleiben und ein eigenes Leben führen, wenn man die bis dato lebenserhaltende Nabelschnur durchschneidet. Danach wird das Kind seinen Eltern gegeben und muss von ihnen angenommen werden, um dann sich selbst und seine Welt annehmen zu können. Es ist ein ebenso unscheinbarer wie riskanter Anfang. Niemand weiß, was daraus wird. Für viele Menschen bedeutet die Geburt eines Kindes eine Erfahrung, in die Beglückendes und Bedrückendes eingeht. Hoffnungen und Ängste liegen eng beisammen. Was heißt es: in diese Welt zu kommen? Ist es ein unverdientes Glück? Ist es ein unverdientes Unglück? Der erste Blick ist ein Blick ins Licht. Der erste Laut aber ist ein Schrei. Es wird nicht der letzte sein, der von einem Menschen zu hören ist.

Weihnachten erlaubt die Rückkehr in die eigene Kindheit. „Wie ein Kind sein“ heißt: die Welt und sich selbst wahrnehmen vom Standpunkt des Anfangs her, im Modus der Offenheit und Erwartung, unter dem Aspekt des Unabgeschlossenen, angesichts offener Horizonte. Im Anfang stecken alle Möglichkeiten, und

*Dass im Namen Gottes ein Kind seinen Namen erhält (Lk 1,31),
stellt klar, dass der Mensch sich nicht erst einen Namen machen muss,
um jemand zu sein.*

doch ist er selber nichts von allem. Niemand kann sich die Grundlage der Selbst- und Daseinsannahme selbst geben. Weihnachten stellt daher auch vor Augen, wie gefährdet ein solcher Anfang ist. Zur Sprache kommt ebenso, was dem Menschen dabei abverlangt wird und was ihm auf wohlthuende Weise entzogen bleibt, da es ihm gegeben wird: Nur als bereits Angenommener kann ein Mensch sich und seine Welt annehmen. Um von beiden Aspekten des Lebensanfangs sprechen zu können, muss in der Weihnachtsgeschichte die Rede auf Gott kommen.

In der Verkündigungsszene (Lk 1,26-38) wird auf zunächst irritierende Weise demonstriert, wie man das Leben, seinen Anfang und Gott als Geber des Lebens zusammendenken kann. Mit der „Jungfrauengeburt“ wird klargestellt, was letztlich daseins-, freiheits- und sinnkonstitutiv ist: Ein Mensch ist mehr als nur Produkt anderer Menschen, er ist mehr als Ausdruck der gesellschaftlichen Reproduktion. Er ist kein „Wunschkind“ anderer Menschen, sondern „Kind Gottes“. Von seiner ersten Lebensregung an ist Gott an seiner Seite – und das wird so bleiben, in guten wie in schlechten Tagen. Bei aller Hinordnung auf die Mitmenschen ist jeder Mensch dazu bestimmt, diese Hinordnung zugleich zu transzendieren. Dass man über sich selbst verfügen kann, setzt voraus, dem Verfügungswillen anderer Menschen bleibend entzogen zu sein. Ein Mensch gehört zu Gott, ist „Kind“ Gottes, der ihn in sein eigenes Leben freigibt. Darum kann gerade ein Gott zugehöriger Mensch frei sein, sich selbst gehören und als freier Mensch für andere da sein. Und das impliziert wiederum, allen anderen Instanzen zuvorzukommen, die es auf das Leben und den Menschen abgesehen haben, weil sie beanspruchen, etwas für sein Dasein Grundlegendes zu bedeuten. Windelproduzenten, Versicherungen und Sparkassen geben mit ihren Werbegeschenken vor, dass sie etwas für einen neugeborenen Menschen wollen. Letztlich aber wollen sie etwas von ihm und seinen Eltern.

Dass im Namen Gottes ein Kind seinen Namen erhält (Lk 1,31), stellt klar, dass der Mensch sich nicht erst einen Namen machen muss, um jemand zu sein. Hier wird somit auch das benannt, was identitätskonstitutiv ist. Und es wird unterstrichen: Dass Gott seine Hand über den Menschen hält, ist Zeichen des

Widerstandes gegen die Bemühungen von allen anderen Mächten und Gewalten, den Menschen möglichst früh für sich in Beschlag nehmen zu wollen. Frei ist nicht, wer in einer Multioptionsgesellschaft über die Option der unbeschränkten Verfügung über unbegrenzte Wahl- und Handlungsmöglichkeiten verfügt, sondern wessen Freiheit jeder Option auf einen verfügenden Zugriff entzogen ist. Erst eine in diesem Sinn „befreite Freiheit“ erfüllt den Sinnanspruch an ein freies und eigenes Leben.

Es ist eine der größten Sehnsüchte des modernen Menschen, nicht nach dem Wunsch und Willen anderer Menschen existieren zu müssen und seine Daseinsberechtigung nicht durch das Erfüllen von Verhaltenserwartungen erbringen zu müssen. Das aber ist nur möglich, wenn er von Anfang an in einem Horizont der Anerkennung und Wertschätzung leben kann, der all dies relativiert. Welches säkulare Konstrukt von Freiheit und Würde kann dies gewährleisten?

GELIEBT WERDEN – ODER: HIMMEL AUF ERDEN!?

Zu einem „Fest der Liebe“ scheint die Weihnachtsgeschichte auf den ersten Blick nicht zu passen. Als Vorlage für eine moderne Liebesehe ist die Beziehung von Maria und Josef kaum geeignet.⁸ Eher aus Pflichtgefühl gegenüber einem göttlichen Gebot denn aus Neigung hält Josef Maria die Treue und übernimmt Vaterpflichten. Er handelt aus göttlicher „raison“ und relativiert all das, worauf das moderne Liebeseideal setzt: eine Gewissheit der Zugehörigkeit, die nicht „raisonabel“, sondern emotional verankert ist. Ein solches Handeln passt nicht in unsere Zeit.

In der Moderne hat sich ein Gestalt- und Funktionswandel der Ehe vollzogen, der nicht mehr mit agrarisch geprägten, patriarchal organisierten Lebensverhältnissen kompatibel ist: weg von einer Institution der Besitz- und Machtvererbung hin zu einem Sinnbild der Liebe. An die Stelle ökonomischer Absicherung und sozialer Anerkennung sind Ideale und Utopien der Zweisamkeit getreten.⁹ Nach dem Verblässen aller anderen Verheißungen und Utopien, am Ende weit ausgreifender Säkularisierungs- und Enttraditionalisierungsprozesse ist die Idealisierung der Liebesehe der passgenaue Sinnentwurf für eine Zeit, die im Zeichen der Individualisierung steht. Die moderne Liebesehe ist Folge gesellschaft-

licher Differenzierung, der Pluralisierung und Privatisierung von Lebenslagen und Lebensstilen. Zugleich enthält sie das Versprechen, die Kehrseite dieses Freiheitsgewinns – die Vereinzelung und Vereinsamung – zu bewältigen. Wie kann man/frau ein eigener Mensch sein, ohne allein bleiben zu müssen?

Die Liebesehe ist die Antwort. „Sie betont die Einzigartigkeit, verspricht die Gemeinsamkeit der Einzigartigen, nicht durch Rückgriff auf ständische Überlieferungen, Geldbesitz, rechtliche Ansprüche, sondern kraft Wahrheit und Unmittelbarkeit des Gefühls, des individuellen Liebesglaubens und seiner jeweiligen Personifizierung. Die Instanzen der Liebe sind die vereinzelt Individuen, die nur kraft ihrer Begeisterung füreinander sich das Recht nehmen, ihr eigenes Recht zu schaffen.“¹⁰ Dieses Recht besteht darin, dass die Liebe immer Recht hat und jedem das Recht gibt, einen anderen zu verlassen um eines dritten willen, sofern sich dieser als „die große Liebe“ erweist. Tatsächlich geht es dabei meist um eine „größere“ Liebe. Sobald in das Liebeseideal der moderne Fortschrittskomparativ eingebaut ist, ist die „große“ Liebe unmöglich geworden, weil der liebende Mensch seine Liebe unter den Vorbehalt ihrer Steigerbarkeit stellen muss: Es wird sich vielleicht ein Partner finden lassen, der in höherem Maße liebenswert sein könnte.¹¹ Es genügt, dass in diesem Fall einer sagt: „Ich liebe dich nicht mehr.“ Damit ist er ehrlich und aufrichtig, da er ja zu seinen Gefühlen steht. Sie sind ohnehin der Seismograph für Authentizität, Sinn und Wahrhaftigkeit. Vernunftehen sind nicht nur unromantisch, sondern auch unvernünftig. Wenn und wo nur die Liebe zählt, wird sie zum Maßstab der Vernunft, zur Leitgröße und zum Sinnmuster für Wahrheit („den/die Richtige/n finden“), für Erfüllung („die Frau meines Lebens“) und für Erlösung („im siebten Himmel“).

In der Liebesgeschichte von Josef und Maria ist davon keine Rede. Erzählt wird stattdessen von einer anfänglich doppelten Überforderung, die in Marias wundersamer Schwangerschaft begründet ist. Mit einer Überforderung sind aber auch das moderne Liebeseideal und die Liebesehe ausgestattet. Selbst die kirchliche Eheschließungsformel macht davon keine Ausnahme: „Ich nehme dich an als meine Frau (meinen Mann) und verspreche dir die Treue in guten und bösen

*Die Weihnachtsgeschichte geht auf beides ein:
auf die Tiefe der Liebe (...) und auf die Endlichkeit der Liebenden,
von denen nicht mehr verlangt werden kann, als Menschen möglich ist.*

Tagen, in Gesundheit und Krankheit. Ich will dich lieben, achten und ehren, solange ich lebe.“ Man mag sogleich gegen diese großen Worte einwenden: Ein Mensch, der so etwas von sich aus zu einem anderen sagt, übernimmt sich. Wie soll er in der eigenen Begrenztheit einen anderen ebenso unbestreitbar endlichen Menschen kategorisch, ohne „wenn und aber“ annehmen und respektieren können? Was kann der/die andere vorweisen, das solche unbedingte Anerkennung rechtfertigt?

Die Weihnachtsgeschichte geht auf beides ein: auf die Tiefe der Liebe, die auf unbedingte Zuwendung und Treue drängt, und auf die Endlichkeit der Liebenden, von denen nicht mehr verlangt werden kann, als Menschen möglich ist. Etwas Unbedingtes erscheint für vielfach bedingte Wesen als ein Ding der Unmöglichkeit. Unbedingt ist die Achtung des anderen, wenn sie maßlos ist, d.h. wenn sie nicht am Menschen und seinen Qualitäten Maß nimmt. In der Weihnachtsgeschichte wird deutlich gemacht, dass Endlichen und Bedingten dies nur möglich ist, wenn sie sich vom Unendlichen und Unbedingten her verstehen: Ihr endliches Ja ist dann keine Selbstüberforderung, wenn es von einem unendlichen und unbedingten Ja ermöglicht und getragen wird. „Wenn ich zu einem Menschen nicht nach seinem Maß, sondern unbedingt soll verantwortbar Ja sagen können, dann muß mein Maß das unbedingte Ja Gottes zu ihm sein, aus dem er ist und sein soll, der er ist. Das Ja zu einem Menschen ist als unbedingtes ein Mitsprechen von Gottes Ja zu ihm.“¹² Diese Zusage wird als Versprechen gegeben. Von nun an sind beide einander im Wort. Und auch Gott ist bei beiden im Wort, wie sie gemeinsam in seinem Ja-Wort sind.

Nach christlicher Überzeugung braucht es für die Liebe mehr als zwei Menschen und mehr als ein romantisches Gefühl. Dann mag gelingen, was man sich in der Moderne erträumt und was Josef aus seiner „Traumhaft“ befreite (vgl. Mt 1.20): Zwei Menschen können einander mit der Liebe bejahen, mit der sie sich selbst und miteinander von Gott geliebt wissen. Diese Gemeinsamkeit der Liebe Gottes begleitet sie. Sie ist es, die unauflöslich bleibt. Welches säkulare Konstrukt kann derart kompromisslos Liebe und Treue zusammendenken?

RADEXISTENZEN – ODER: VON GOTT NOTIZ NEHMEN

Zu den theologischen Randnotizen der Weihnachtsgeschichte gehören die dogmatischen Lesezeichen „Menschwerdung Gottes“, „Kenosis“ und „Inkarnation des Logos“. Es sind nachträgliche Erweiterungen und Kommentare dessen, was im Erzähltext in und zwischen den Zeilen steht.¹³ Wer im Matthäus- und Lukasevangelium nachschaut, macht die Entdeckung, dass hier buchstäblich nur am Rand von Gottes Sein und Handeln die Rede ist. Das Geschehen spielt sich größtenteils vor Gott ab, der allenfalls mittelbar eingreift.

Gott kommt in der Lebenspraxis des Menschen an der Schwelle von Wachen und Träumen, im Umschlag von Tag und Nacht vor. Wer mit Gott zu tun bekommt, gerät in „andere Umstände“. Ob und wie man von Gott Notiz nehmen kann, erweist sich in den „Umstandsbestimmungen“ des Daseins in jenen Situationen, in denen für den Menschen das Leben und dessen Zukunft auf dem Spiel steht. Dies sind Situationen des Gegen- und Ineinanders von Macht und Ohnmacht, Konstellationen des Widerstreits von Angst und Hoffnung, Provokationen des Davonlaufens und Widerstehens. Es sind Umstände der unerfüllten Sehnsucht, der angefochtenen Identität und zerbrochenen Sicherheit. Es sind Lebensumstände, von denen zugleich Zumutungen menschlicher Selbstbehauptung vor Gott ausgehen. Zugleich werden sie zu Umständen eines Aufganges der Wirklichkeit Gottes vor den Menschen. Diese Zumutungen zeichnet aus, dass eine Ermutigung mit einem Erschrecken beginnt und dass eine Bestärkung eine Bestreitung voraussetzt. Von Menschen in solchen Situationen Notiz zu nehmen, heißt: sie als Menschen zu würdigen, von denen Gott in und mit der Geschichte Jesu von Nazareth zuerst Notiz nimmt.¹⁴ Wer das tut, fängt an, aus einem Geschehen *vor* Gott ein Leben *mit* Gott zu machen.

1 Vgl. P. STUHLMACHER, Die Geburt des Immanuel. Die Weihnachtsgeschichten aus dem Lukas- und Matthäusevangelium, Göttingen 2005.

2 Vgl. zum Ganzen St. WAHLE, Das Fest der Menschwerdung. Weihnachten in Glaube, Kultur und Gesellschaft, Freiburg/Basel/Wien 2015.

- 3 A. HEINZ, Art. „Weihnachten. 1. Entstehung“, in: RGG⁴ VIII, 1336.
- 4 D. MILLER, Weihnachten. Das globale Fest, Berlin 2011, 17.
- 5 Vgl. exemplarisch J. KAHL, Weihnachten – ein Ja zum Fest aus säkular-humanistischer Sicht, in: Lebendiges Zeugnis 67 (2012) 288-291: „Auch ich, ein erklärter Atheist feiere gerne Weihnachten. Ich feiere es als ein weltliches Friedensfest, als geselliges und heiteres Fest der Mittwinterzeit. Ich nehme mir die Freiheit, diesem Fest, das eine lange christliche und eine kaum kürzere vorchristliche Geschichte hat, einen neuen, nachchristlich-humanistischen Sinn zu geben, der mit meiner säkularen Weltanschauung in Einklang steht“ (288). – „Ich feiere nicht die Menschwerdung Gottes, sondern die Menschwerdung des Menschen, für die der Friede eine entscheidende gesellschaftliche Bedingung ist“ (288).
- 6 Vgl. hierzu auch die zeitkritischen Essays von H. PRANTL, Der Zorn Gottes. Denkanstöße zu den Feiertagen, München 2011, 13-70.
- 7 Vgl. dazu H.-J. HÖHN, Gewinnwarnung. Religion – nach ihrer Wiederkehr, Paderborn 2015, 145-167.
- 8 Ebensowenig lassen sich daraus sentimentale Bilder einer intakten Kleinfamilie ableiten, wie auch Jesus von Nazareth zeit seines Lebens kein „Familienmensch“ war. Zu den divergierenden (Um)Deutungen dieses Befundes siehe u.a. A. KOSCHORKE, Die Heilige Familie und ihre Folgen, Frankfurt 2000.
- 9 Zu dieser Umstellung siehe E. ILLOUZ, Warum Liebe weh tut. Eine soziologische Erklärung, Berlin 2012; DIES., Der Konsum der Romantik. Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus, Frankfurt 2007.
- 10 U. BECK, Die irdische Religion der Liebe, in: Ders., Die feindlose Demokratie, Stuttgart 1995, 53 (42-64).
- 11 Vgl. S. HILLENKAMP, Das Ende der Liebe. Gefühle im Zeitalter unendlicher Freiheit, München 2012.
- 12 J. SPLETT, Der Mensch ist Person. Zum christlichen Sprechen vom Menschen, Frankfurt 1978, 30.
- 13 Zur theologischen Deutung von Gottes „Transzendenz nach unten“ als Manifestation seiner Zuwendung zum Menschen siehe A. KREUTZER, Kenopraxis. Eine handlungstheoretische Erschließung der Kenosis-Christologie, Freiburg/Basel/Wien 2011.
- 14 Vgl. hierzu ausführlich H.-J. HÖHN, Praxis des Evangeliums – Partituren des Glaubens, Würzburg 2015.

Prof. Dr. Hans-Joachim Höhn ist Professor für Systematische Theologie und Religionsphilosophie an der Philosophischen Fakultät der Universität Köln.